

Das Vorlesen - eine aussterbende Tradition

Autor(en): **Hofer-Werner, Gertrud**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **68 (1963-1964)**

Heft 7

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-317214>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

als von Sprachschulung und Wissensvermittlung. In der Lesestunde wird dem echten Schulmeister die Möglichkeit geschenkt, Erzieher zu sein, väterlich beratender Freund, Führer zu den Quellen des Guten und Schönen, kurz: des geistigen Lebens. Er darf seinen Kindern ein Tor aufschließen zur Welt der Dichter, darf Verständnis wecken für echte kulturelle Werte, darf entscheidend mitwirken an der Schaffung hoher Ideale, was vielleicht das Allergößte ist. In seiner Macht liegt es weitgehend, ob junge Menschen zur richtigen seelischen Häutung fähig werden oder nicht, das heißt ob sie kleben bleiben an unechten, verzerrten Inbildern (Comic-strips-Fratzen) oder ob sie emporwachsen können zu den Gestalten Stauffachers und Pestalozzis. Darüber hinaus: ob in ihren Herzen für ein ganzes Leben lang irgendein blecherner Schlager zu Ehren einer kunstseidenen Marina scheppert oder ob das «Lied vom braven Mann» in der Stunde ethischer Entscheidung zu klingen beginnt, jenes herrliche Gedicht von Bürger, das mit Recht als eine der ersten großen Balladen in unseren Sechstkläß-Lesebüchern steht.

Das Vorlesen - eine aussterbende Tradition?

Von Gertrud Hofer-Werner

Die Schulreform zu Beginn unseres Jahrhunderts, wo und wie sie auch aufgetreten ist, hat die Bildungstradition insofern einheitlich durchbrochen, als sie im Prozedere des Unterrichtens wieder einmal die sokratische Umkehr vorgenommen hat: statt dem Kind Kenntnisse einzuprägen, statt das Kind von außen her in fertige Formen des Denkens und Tuns hineinzubringen, versucht sie, das Wesentliche jedes Unterrichtsstoffes aus dem Kind herauszulocken, dieses in eine Tätigkeit zu versetzen, in der es mit Hilfe des Erziehers nährt, klärt und «schöpferisch» herausstellt, was bereits mehr und minder bewußt in ihm gelegen hat. Das Symbol des Trichters, sagte Martin Buber schon im Jahre 1925, sei im Begriffe, gegen das der Pumpe eingetauscht zu werden. Damit kritisiert Buber die pädagogische Wendung schon zur Zeit ihrer ersten Experimente und Erfolge als ein Einschwenken in das der herkömmlichen Praxis entgegengesetzte Extrem. Er macht damit deutlich, daß über der neuentdeckten Spontaneität des Kindes dessen Empfänglichkeit nicht vergessen werden dürfe; daß das Kind ein Anrecht habe auf eine feste Wertskala, auf Formen und Gehalte, die nicht aus seiner Kinderwelt stammen, sondern die geeignet sind, seine Vorstellungen mit einem geistigen Ferment zu durchwirken, sie zu läutern und aus dem Kinderalltag herauszuheben. «*Was wir Erziehung nennen*», sagt Martin Buber in seiner Rede über die Entfaltung der schöpferischen Kräfte im Kinde*, bedeutet «*Auslese der wirkenden Welt durch den Menschen, bedeutet, einer Auslese der Welt, gesammelt und dargelegt im Erzieher, die entscheidende Wirkungsmacht verleihen*».

Die vielenorts in den Schulen gepflegte wöchentliche Vorlesestunde ist ein solches pädagogisches Reservat im Schulbestand nutzbarer Dinge. Sie ist ein in die Schule herübergeretteter Überrest einer bedeutenden, fast ver-

* Martin Buber, Reden über Erziehung; Verlag Lambert Schneider, Heidelberg, 1960.

loren gegangenen Lesekultur, der sich das religiöse, wissenschaftliche und gesellige Leben bediente.

Zwar verlor sich im Mittelalter die noch in der Antike gepflegte Sitte des lauten Lesens; das Vorlesen hingegen war ein unentbehrliches Mittel zur wörtlich genauen Verbreitung von Kundgebungen jeglicher Art; denn das Buch existierte bis in das 15. Jahrhundert hinein nur handschriftlich, dementsprechend waren die Künste des Lesens und Schreibens nur den wenigen Gebildeten geläufig.

Vorgelesen wurden demnach die Proklamationen und Erlasse der Regierung, im Mittelalter wohl meist durch Herolde oder Weibel auf den Marktplätzen der Städte und Dörfer, nach der Reformation von der Kanzel herunter durch den Pfarrer. Bis heute gehört die Vorlesung von biblischen Texten und liturgischen Gebeten zum Grundbestand des christlichen Kultus. An den Universitäten hat sich, mit guten Gründen, die «Vorlesung» erhalten, die im Mittelalter vorzüglich darin bestand, alte heidnische und christliche Autoren und die dazu gehörenden, zumeist ebenso verpflichtenden christlichen Kommentare vorzutragen und ihrerseits zu kommentieren.

Zur Zeit der Renaissance hat das Vorlesen von eigenen und fremden, zeitgenössischen und alten Schriften in den gebildeten Kreisen der aristokratischen Gesellschaft Einzug gehalten. Daran erinnert etwa noch die rührende Stelle im 5. Gesang von Dantes «Göttlicher Komödie», eine Stelle des «Inferno», wo die junge Francesca von Rimini, die von ihrem eifersüchtigen Gatten ermordet worden ist, auftritt und erzählt, wie zwischen ihr und ihrem geliebten Paolo zum erstenmal die Zuneigung erwachte:

«Wir lasen einst, da es uns Freude machte,
Welch Leid dem Lancelot die Liebe schickte. —
Wir waren ganz allein — und keiner dachte
An Arges; doch beim Lesen öfter blickte
Auge in Aug und machte uns erbleichen —
Und eine Stelle war's, die uns verstrickte.
Wir lasen: wie er sehnsuchtsvoll den weichen,
Lächelnden Mund geküßt — und mein Begleiter,
Mir ewig treu, wagt zitternd mir zu reichen
Auch seinen Mund zum Kuß! So ward ein zweiter
Galeotto uns das *Buch* und der's gedichtet!
An diesem Tage . . . lasen wir nicht weiter . . .»

Im Palaste von Careggi bei Florenz lesen Lorenzo Medici und seine Freunde im Rahmen der platonischen Akademie Platons Symposion mit verteilten Rollen beim heiteren Mahl. Am Hofe von Ferrara liest Tasso den Prinzessinnen Lucretia und Leonore d'Este seine Dichtungen vor, so wie es andere Dichter an den Höfen von kirchlichen und weltlichen Fürsten der Renaissance getan haben.

Die geselligen Hofsitten gelangen nach Frankreich. Im 17. Jahrhundert spielt der französische Salon die Rolle eines Forums für guten Geschmack auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Spiels. Vom berühmten Salon bleu der Madame de Rambouillet an der Rue St-Thomas du Louvre in Paris sagt Mascarill: «*Es ist nämlich hier Sitte, daß die Autoren ihre neuen dramatischen Erzeugnisse zuerst uns Leuten von Stand vorlesen, damit wir sie schön finden und ihnen Ruf verschaffen.*» In den «femmes savantes» von Molière

werden Töne und Untertöne der Salonkonversation ironisch dargestellt.
Vadius:

«Ein Fehler der Autoren ist's, daß sie
Im Vortrag ihrer Verse unermüdlich,
Bei Tisch, im Boudoir wie im Palast,
Die Unterhaltung zu beherrschen trachten ...
Fern war mir stets solch törichtes Bestreben,
Und einverstanden bin ich mit dem Griechen,
Der seinen Weisen durch Gesetz ausdrücklich
Verbot, die eignen Werke vorzulesen. —
Hier hab ich ein Gedicht für Liebende,
Worüber gern ich Ihre Meinung hörte ...»

Die französischen Sitten des 17. und 18. Jahrhunderts gelangten an die deutschen Höfe. Bis in Einzelheiten bekannt ist z. B. das Hofleben der Herzogin Anna Amalia in dem schlichten fürstlichen Wittumspalais am Theaterplatz von Weimar, wo Theater, Musik und Malerei als gesellige Künste geübt und gefördert wurden. Der Montag ist der Literatur eingeräumt. Da findet sich die geistige Gefolgschaft der Herzogin-Mutter zusammen; zu dem Kreis gehören auch ausländische Schöngeister, durchreisende Dichter, Freunde Goethes. Wer in der Kunst des Vortrages speziell bewandert ist, fungiert als Vorleser. So liest Frau von Berlepsch Shakespearesche Stücke, Lessings «Nathan» und «Emilia Galotti», Goethes «Iphigenie» und «Tasso» und mit Erfolg die anmutigsten Stücke von Wieland. Die Damen sitzen ringsherum, klöppeln feine Spitzen oder sticken.

Nach der Französischen Revolution nimmt das Bürgertum seinen Aufschwung, und damit verbreiten sich das Buch, die Wochenblätter und Kalender im Volk. Die Volksschule beginnt ihren Kampf gegen das Analphabetentum. Die Lektüre, früher ein Privileg der höheren Stände und der Gelehrten, setzt sich fort in den Wohnstuben des Bürgers. Lange Zeit mochte sich die sonntägliche oder abendliche Lese- oder Vorlesestunde auf erbauliche Schriften beschränkt haben. Betrachten wir eine Szene aus dem Leben von Johann Heinrich Voß, dem Übersetzer Homers, dessen Leben selbst diesen Einstieg des Bürgertums in die klassische Bildung aufzeigt — wurde er doch als Enkel eines Leibeigenen und Sohn eines Gastwirts geboren. Er erzählt 1843 im 1. Band seiner «Briefe von J. H. Voß» folgende Erinnerung: «An einem Sonntage, da der Oheim in der Kirche war, las uns beiden die Mutter eine Predigt aus dem Herzensspiegel und besorgte dazwischen das Mittagsmahl. Gleich hatten wir unfrohen Kinder Streit, und Schwesterchen lief hinaus, zu klagen, ich hätte ihr ein schiefes Maul gemacht. Die Mutter kam eifrig mit dem Stock und rief während der Züchtigung: ‚Weißt du nicht, was geschrieben steht: Du sollst deinem Nächsten keinen bösen Leumund machen?‘ — ‚Mutter‘, sagte ich auflachend, ‚Leumund heißt ja was anderes.‘ — ‚Was denn?‘ fragte sie; und da ich erklärt hatte, lachte sie gutmütig mit, und der Herzensspiegel ward zugeklappt.»

Ernst Moritz Arndt, wie Napoleon 1769 geboren, Sohn eines Freigelassenen, wuchs fern von Schulen auf der Insel Rügen auf und berichtet aus seiner harten Jugend: «Die Eltern hielten den Herbst und Winter, wo sie am meisten Muße hatten, ordentlich Schule mit uns; Schreiben und Rechnen lehrte der Vater, und die Mutter hielt die Leseübungen und machte unsere jungen, flatternden Geister durch Erzählungen und Märchen lebendig. Das

Lesen ging aber in den ersten Jahren fast nicht über Bibel und Gesangbuch hinaus; ich möchte sagen, desto besser für uns. Sie war eine fromme Frau und eine gewaltige Bibelleserin, und ich denke, ich habe die Bibel wohl drei- oder viermal mit ihr durchgelesen ... das Hochdeutsche waren wir bisher nicht anders als von den Kanzeln oder beim Vorlesen aus Büchern ... zu hören gewohnt gewesen.»

An festlichen Tagen, an Kranken- und Sterbebetten wurde aus der Bibel und aus dem Gesangbuch vorgelesen.

Mehr und mehr finden Volksbücher, Zeitschriften, Romane und Kalender Eingang in die Familien. Ernst Rietschel, der große Porträtbildhauer des frühen 19. Jahrhunderts, erzählt, daß er als Kind den Vorleseabenden eines benachbarten Pastors habe beiwohnen dürfen, der seinen Kindern Campes Robinson vorlas, jeden Abend ein mäßiges Stück, in der Dämmerstunde: *«... da war mein Glücksgefühl unaussprechlich, und die Sehnsucht nach solchen Unterhaltungen trieb zu allerhand Versuchen, Bücher zum Lesen und Kupferstiche zum Kopieren zu borgen.»*

Eine der merkwürdigsten Publikationen des ausgehenden 18. Jahrhunderts ist ein didaktisches Werk, das darstellt, wie ein kurz zuvor erschiener Roman desselben Verfassers in einer Familie durchstudiert, vorgelesen, mit der eigenen Erfahrung verglichen und Abschnitt für Abschnitt kommentiert und in das Leben der Leser eingebaut wird. Die dargestellten Personen, um Erkenntnis ringende Menschen, denen es darum geht, den Ursprung individueller und sozialer Übel konkret aufzudecken und die «alte Eigentlichkeit» wiederzufinden, sind: ein Bauer Christoph, seine Frau Else, ihr Bub Fritz und der Knecht Joost. Ihre Gespräche führen, immer auf Grund der Lektüre, von Vieh und Futter zum Unser-Vater, von Huren, Hexen und Halbmenschen zu der Kriminalgesetzgebung, von der Ordnung im Haushalt, den Eltern- und Kindespflichten zu der Landesordnung und schließlich zu einer *«Gotteslehre, die der Anfang, Inhalt und Endzweck unseres ganzen Buches ist»*. In Joost, dem nachdenklichen und erfahrenen Hausknecht, bringt der Verfasser seine eigenen Auffassungen unverblümt und prägnant zum Ausdruck. Das den Abendstunden zugrunde gelegte Werk ist das Volksbuch *«Lienhard und Gertrud»*, der Verfasser heißt Heinrich Pestalozzi.

Heute haben Radio, Fernsehen, Tonbandgerät und Sprechplatte die Funktion des früheren Vorlesens übernommen. An Stelle des Menschen tritt hiermit die Maschine, an Stelle der gestaltenden, mitlebenden, einen Kreis von Menschen zusammenschließenden Stimme tritt das technisch geschulte, perfekte, fixierte und beliebig wiederholbare, sehr suggestive Kommunikationsmittel, das so leicht den Intellekt über individuelle Schwierigkeiten und Hindernisse hinwegtäuscht, das mechanisch das Urteil und Gespräch der Teilnehmer überspielt, den Hörer häufig mit zeitraubendem Ballast hinhält und ihn, selbst hochwertigen Leistungen gegenüber, im Innersten relativ leer läßt.

Von hier aus betrachtet, gewänne denn das Vorlesen im Haus und in der Schule eine neue Legitimität. Wer erzählt und vorliest, gibt dem Kind die Möglichkeit, wieder still zuhören zu lernen, ohne jedoch der Passivität zu verfallen. Wer vorliest, erzieht die Kinder durch das materiell bescheidenste und geistig anspruchvollste Anschauungsmittel, durch den Klang, das Bild, den Geist der gestalteten Sprache. Er selber bildet sich mit, er wird zum reinen Mittler; er und die Kinder stehen unter den Gesetzen über-

persönlicher Formen und Gehalte, werden bewegt und verbunden durch die eine und selbe seelische Schwingung.

Der Form nach bedeutet die Vorlesestunde eine Entschädigung für aufgewendete Mühe, eine Belohnung für geleisteten Fleiß, und sie wirkt stärker als Strafen und Korrekturen. Einerseits dient sie zum «Einlesen» in die Bücher der Bibliothek, welche die Kinder dann selber zu Ende lesen — gibt es ein besseres Mittel, die Kinder an das Lesen zu gewöhnen und zu gutem Geschmack zu erziehen? Andererseits erlaubt sie eine abschließende, gültige Fassung dessen, was Leben und Unterricht in allzu zufälliger oder allzu schulmäßiger Weise an das Kind herangebracht haben.

Was die Vorlesestunde inhaltlich bringt, weiß jeder nur aus eigener Erfahrung: eine heimliche Bestätigung des eigenen Selbst, Spannung und Lösung unausgesprochener Konflikte, Vorwegnahme einer Lebenserwartung, Antwort auf Fragen, Entwurf eines geistigen Lebensplanes; denn unbewußt wählt das Kind aus dem Buch eben das, was es versteht und braucht. Stimmung und geistiges Gefälle der Sprache führen zum Vorbild ohne erzieherischen Nachdruck; darum lockt das Vorlesen die Zuhörer hinter ihrer Schanze hervor, dringt wie kaum eine andere Unterrichtsform in das Gedächtnis und reißt die Kinder hin zum inneren Mitvollzug und zur freiwilligen Nachahmung.

Muß noch gesagt sein, daß die Auswahl des Lesestoffes sorgfältig bedacht sein muß, daß das Vorlesen, wenn es wirken soll, technisch gelernt, geübt und vorbereitet sein muß wie eine musikalische oder schauspielerische Darbietung?

Wenn solche Vorbereitung ernst genommen wird, dann nimmt das Vorlesen im Haus und in der Schule etwas von der Regelmäßigkeit und Festlichkeit eines Rituals an, auch heute noch, und das hat, bei der geschichtlichen Bedeutung der Lese- und Vorlesekultur, seinen tieferen Grund; dann ist schließlich auch die technische Konkurrenz nicht ernstlich zu scheuen, denn die Tradition des Vorlesens wird am besten durch deren unmittelbare Pflege, nicht durch einen Ersatz, lebendig erhalten.

Wir gratulieren

Olga Meyer zum 75. Geburtstag, 30. April 1964

Liebe Olga,

sind es schon 15 Jahre her, seitdem Du mir Deinen «Dank» schicktest, der mit den Worten begann: «Si säged, i sei sächzgi gsi»? Ja! Es war eine Zeit mit Leid; Du standest an Krankenbetten, der Tod hat Menschen geholt, die Dir nahe standen... Es war aber auch eine Zeit mit Freud. Du weißt, daß beides aus «*Seinen Händen quillt*». Und so sag ich Dir heute mit vielen Großen und Kleinen *unsern* Dank: Wir achten Dich um Deiner Hingabe willen, wir ehren Dich um Deines Schaffens willen, wir lieben Dich um Deiner Güte willen. Gott behüte Dich!

In tiefer Verbundenheit grüßt Dich

Deine Stini Fausch

Noch eine geschätzte Zürcherin, Frau *Alice Hugelshofer*, die wie Olga Meyer den Vereinswerken nahe steht — Fibelwerk und Zeitung — feiert am 24. April ihren 70. Geburtstag. Wir gratulieren den beiden Jubilarinnen auch im Namen der Redaktionskommission herzlich. (Eine Würdigung des Schaffens wird in der Mainummer erscheinen.)